

Citation style

Pezo, Edwin: Rezension über: Andrea Despot, Amerikas Weg auf den Balkan. Zur Genese der Beziehungen zwischen den USA und Südosteuropa 1820-1920, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2010, in: Südost-Forschungen, 71 (2012), S. 561-564, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/dcfa4e49661947a68ea176c953c23645>



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Andrea DESPOT, Amerikas Weg auf den Balkan. Zur Genese der Beziehungen zwischen den USA und Südosteuropa 1820-1920. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2010 (Balkanologische Veröffentlichungen. Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin, 48). X, 346 S., ISBN 978-3-447-06188-9, € 68,-

Amerikas Handeln ist von weitreichender Bedeutung, im internationalen Maßstab wie auch im Kleinen, so auch mit Blick auf Südosteuropa. Dort wird die US-amerikanische Außenpolitik sehr genau beobachtet, denn der politische Einfluss der USA in der Region ist kaum zu unterschätzen. Diese triviale Feststellung gilt nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für beinahe das gesamte 20. Jh. In dem uns heute bekannten Maße war dies jedoch nicht immer der Fall. Insofern drängt sich beinahe schon die Frage nach der Genese des heute ausgeprägten Beziehungsgeflechts zwischen den USA und Südosteuropa und nach der Verfestigung der gegenseitigen Beziehungen im Laufe der Zeit auf. Dem geht Andrea Despot in ihrer Doktorarbeit nach. Dabei untersucht sie bezüglich des hier beleuchteten Zeitraums – von 1820 bis 1920 – nicht nur weitestgehend das „lange 19. Jahrhundert“, das in Ost- und Südosteuropa einerseits mit den Prozessen der Nations- und Nationalstaatsbildung in Beziehung gesetzt wird und das dort andererseits mit dem kriegerischen Zusammenbruch zweier Vielvölkerreiche endete, sondern sie bettet dies auch in einen weiteren Kontext ein. Indem sie nämlich zugleich auf die ersten beiden Globalisierungsphasen eingeht, die zwischen 1750 und 1880 bzw. von 1880 bis 1918 erfolgten, webt sie diese Art von Beziehungsgeschichte in einen weltgeschichtlichen Forschungsrahmen ein. Davon profitiert der Leser, dem sich dadurch größere Zusammenhänge erschließen.

Ihr eigentliches Ziel ist es, die wichtigsten Etappen der amerikanisch-südosteuropäischen Interaktionsgeschichte herauszuarbeiten und sie zu typologisieren. Hierbei geht es um die bilateralen Beziehungen zwischen den beiden Räumen in den Bereichen der Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur, Migration und Politik. Den Erkenntnisanspruch, den sie sich dabei stellt, sieht die Autorin darin, „die globalen Austausch- und Transferprozesse am Beispiel der USA und Südosteuropas anschaulich zu machen und sie zugleich als Teil eines Weltsystems zu deuten“ (2). Dazu und hinsichtlich der Entschlüsselung der Funktionsweisen und Logiken von Raumbeziehungen bei Einteilung der Welt in Zentrum, Semiperipherie und Peripherie, lehnt sie sich im Wesentlichen an Immanuel Wallersteins Konzept des Weltsystems an. Dies könne der Frage dienlich sein, wie ein durch die Weltwirtschaft neu justiertes Weltgefüge die ungleichmäßige Konstellation zwischen den beiden Räumen prägte, vor allem auch vor dem Hintergrund, dass prinzipiell eine arbeitsteilige Beziehungsstruktur zwischen Zentrum und Peripherie bestehe (18). Um all dem nachzukommen, gliedert sie ihre Untersuchung in fünf Teile – Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur, Migration und Politik –, worin sie mit repräsentativen Fallbeispielen arbeitet. Damit möchte sie wesentliche Dimensionen einer sich globalisierenden Welt wie auch das Beziehungsspektrum der beiden Räume abdecken, das, so Andrea Despot, Züge einer asymmetrischen Machtbeziehung aufweist (19).

Entsprechend der Aufzählung beginnt Despot mit dem Gesellschaftsteil, den sie mit „Amerikanische Öffentlichkeiten zwischen Kommunikation und Kooperation“ untertitelt und damit bereits auf eine gewisse Ambivalenz hinweist. Ihre Fallbeispiele kreisen hier insbesondere um den in den USA aufkommenden Philhellenismus, die amerikanische Griechenlandpolitik während des griechischen Befreiungskampfes – also um die „griechische

Frage“ im Allgemeinen –, um die Rezeption des Aprilaufstandes der Bulgaren (1876) und seine Niederwerfung durch die US-amerikanische Presse, um den revolutionären Terrorismus der IMRO sowie die Situation der Juden bzw. deren Gleichheitsanspruch in Rumänien. Insgesamt sind diese Beispiele gut gewählt, da sie wichtige Etappen der gegenseitigen Beziehungen der südosteuropäischen und amerikanischen Gesellschaften widerspiegeln. Zugleich bringen sie die in den USA vorherrschende Meinung sowie gewisse konjunkturelle Interessenschwerpunkte bezüglich der Region und ihrer Akteure zum Ausdruck. Hierbei sei jedoch auf einen Irrtum hingewiesen, der Andrea Despot widerfuhr. Denn dass infolge der kriegerischen Auseinandersetzungen während der Balkankriege 250 000 Juden, ehemalige osmanische Bürger, nach Rumänien immigriert sein sollen (82), ist in dieser Größenordnung unrealistisch.

Dem angedeuteten regionalen Schwerpunkt bleibt sie wiederum im 2. Teil, dem Wirtschaftsteil, treu. Eine Ausweitung auf die Habsburgermonarchie und deren Einbettung in die Arbeit erfolgt später, in den Teilen 4 (Migration) und 5 (Politik). Dort ist dies auch zwingend erforderlich, nicht nur weil der Großteil der südosteuropäischen USA-Emigration aus Österreich-Ungarn erfolgte, sondern auch weil die Statusfrage der Habsburgermonarchie im Verlauf des 1. Weltkriegs zu einem wichtigen Punkt der US-amerikanischen Europapolitik wurde. In Teil 3 geht es wiederum um die protestantische Mission im Balkanraum und damit um das Osmanische Reich, Griechenland und Bulgarien. Zuvor jedoch noch kurz zu Teil 2, den gegenseitigen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen 1830 und 1914. Hier vermag es die Autorin, den amerikanischen Weg auf den Balkan im Zuge weltwirtschaftlicher Integrationsprozesse darzulegen und die Ansätze der historischen Globalisierungsforschung und des Weltsystems miteinander zu verschränken. Dabei erfahren wir nicht allein, wie sich die USA tiefgreifend wandelten – von der Peripherie stießen sie in den Kern des kapitalistischen Systems vor –, sondern auch, wie sich die Handels- und Wirtschaftsverbindungen zwischen den USA und Südosteuropa entfalteten.

Der 3. Teil, zur Kultur, kreist, wie bereits angemerkt, um die protestantische Mission im Balkanraum, genauer gesagt um das Engagement der Missionare des 1812 gegründeten American Board of Commissioners for Foreign Missions (ABC). Diese waren gemäß Despot „Kulturmittler, Repräsentanten eines westlich-amerikanischen Wertekanons und Staatsmodells, missionierende Internationalisten, sendungsbewusste Philanthropen und Modernisierer in Einem“ (140). Zwar scheiterten diese in ihrem Anspruch, die Menschen, sprich v. a. die orthodoxen Christen, in größerer Zahl zum Übertritt zum protestantischen Glauben bewegen zu können. Mit ihrem humanitären Engagement, der Bildungsarbeit, hatten sie jedoch Erfolg. Hierbei zeichnete Despot nach, wie die Missionare eine Bildungsschicht mit aufbauen halfen, aus der nicht selten politische Funktionsträger kamen; zumindest für die bulgarische politische Elite konnte sie dies verdeutlichen. Hierbei versinnbildlichte sie am Beispiel der Missionare ebenso die „weiche Macht“ der USA, denn diese hoben nicht allein das Ansehen der USA, vielmehr bereiteten sie auch den Boden für wirtschaftliche Beziehungen wie auch für die politischen Kontakte während des 1. Weltkrieges.

Mit dem sich anschließenden Migrationsteil fügt die Autorin der Beziehungsgeschichte zwischen den USA und Südosteuropa eine weitere Facette hinzu, wobei sie die untersuchten Migrationsprozesse als „Manifestation struktureller Machtverhältnisse“ versteht (190).

Dabei symbolisiert für sie Migration die Machtasymmetrie zwischen den beiden Zonen, da, und dem kann schwerlich widersprochen werden, Arbeit, Kapital und Menschen von der unterentwickelten (Semi-)Peripherie ins industrialisierte, hochentwickelte Zentrum gravitieren. Ihr Untersuchungszeitraum konzentriert sich dabei auf die Jahre von 1880 bis 1914. Interessant ist ihr Erklärungsansatz für die massenhafte Emigration bzw. die sukzessive Ausweitung der europäischen Emigration über kontinentale Grenzen hinweg. Diese machte sie primär am strukturellen Wandel der Welt aus, „die sich zu einem kapitalistischen Weltsystem entwickelt hatte und den Radius der Arbeitsmigration entgrenzte“ (195). Weniger innovativ sind dagegen ihre Anmerkungen zu den Auswanderungsfaktoren, denn hier bezieht sie sich auf einen in der Migrationsforschung eigentlich überholten *push-pull*-Ansatz, den sie auf die jeweiligen Migrantengruppen aus Südosteuropa überträgt. Zudem bleibt sie in ihren Ausführungen zur Mikroebene (Kap. 2.4) an einigen Stellen leider sehr oberflächlich, wo sich zudem einige unklare Formulierungen finden. Welche Region ist zum Beispiel mit „Mazedonien“ (vor 1912) gemeint, von wo über 75 % der „bulgarischen“ USA-Emigranten stammen sollten (207)? Auch ist kaum davon auszugehen, dass es sich bei den genannten 75 000 Menschen, die in Verbindung mit dem Ilinden-Aufstand in die USA emigriert sein sollen, größtenteils um Albaner handelte, wie anhand der Zuordnung des entsprechenden Abschnittes unter das Unterkapitel „Albaner“ vermutet werden könnte (209). Überzeugender ist sie wiederum in den Abschnitten zur Ausgestaltung der neuen sozialen Räume der Migranten in den USA und hinsichtlich der Frage nach dem politischen Einfluss der südslawischen und albanischen Diaspora in den 1910er Jahren.

Der Übergang zum 5. Teil (Politik) funktioniert dann auch aufgrund der im Vordergrund stehenden Weltkriegspolitik sehr gut. Zugeschnitten auf die Jahre von 1914 bis 1920 geht sie auf das zunehmende amerikanische Engagement in Südosteuropa ein – vom Vermittler zur Interventionsmacht –, wo Woodrow Wilsons Fürsprache in puncto einer nationalen Selbstbestimmung der Völker sowie seine programmatischen 14 Punkte vielfach große Hoffnungen weckten. Sie beschreibt hierbei jedoch auch, wie die USA als „neutrale Gestaltungsmacht“ versuchten, ihren Einfluss auf Bulgarien und das Osmanische Reich auszuüben und wie schwer sich Washington aufgrund divergierender Meinungen innerhalb der US-Regierung zeitweise damit tat. Ebenso beleuchtet sie das lange Festhalten am Status quo der Habsburgermonarchie, die amerikanische Adriapolitik vor den Pariser Friedensverhandlungen sowie das US-amerikanische Engagement rund um die Bildung des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen im Jahr 1918. Sie verweist aber auch auf die Widersprüchlichkeit besagter 14 Punkte, die schon während der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen hervortrat, und sie macht deutlich, wie Wilsons Prinzipien allmählich an Glaubwürdigkeit einbüßten und wie sich die USA nach und nach aus Südosteuropa zurückzogen. Teils geschah dies aufgrund stellenweise divergierender Interessen und vorhandener Widerstände in der Region, auf die die USA im Zuge der Ausgestaltung der Nachkriegsordnung stießen, teils aufgrund der Opposition durch den US-Senat, der den Versailler Vertrag samt Vereinbarung zum Völkerbund im November 1919 mit einem klaren Votum ablehnte. Die USA nahmen daraufhin mit dem Jahr 1920, dem Endpunkt der Untersuchung, erneut ihre einstige Haltung der Nichteinmischung ein.

Abschließend ist Andrea Despot durchaus in ihrer Konklusion zuzustimmen, wo sie darlegt, dass die Strukturierung der „Bandbreite der Einzelverbindungen und Episoden [...], sie in einen größeren Sinn- und Handlungszusammenhang zu betten und ihnen eine zeitliche und räumliche Dimension zu geben, [die] wesentliche Leistung dieser Arbeit [ist]“ (319). Sie hat aufgezeigt, wie sich zwischen den USA und Südosteuropa mit Beginn der griechischen Unabhängigkeitsbewegung zunehmend stärker werdende und nachhaltig wirkende Bande und Querverbindungen ausbildeten. Dabei ist sie den vielfältigen Formen US-amerikanischer Präsenz in der Region sowie den vorhandenen Rückkoppelungen nachgegangen und hat auf beeindruckende Art und Weise dargelegt, wie sehr dieses Beziehungsgeflecht in globale Entwicklungen eingebettet war. In dieser Form und dem Ansatz nach durchaus einmalig, zumal vergleichbare Darstellungen fehlen, wird dieses Buch für diejenigen, der sich mit den ersten Etappen der US-amerikanischen Beziehungsgeschichte in der Balkanregion auseinandersetzen möchte, unumgänglich sein.

Regensburg

Edvin Pezo

Giōrgos B. DERTILIS, Ιστορία του Ελληνικού Κράτους 1830-1920 [Geschichte des griechischen Staates 1830-1920]. Athen: Βιβλιοπωλείον της „Εστίας“ Ι. Δ. Κολλάρου & Σίας Α. Ε. 2005. 2 Bde., 1108 S. mit zahlr. Abb., ISBN 960-05-1186-1, 960-05-1188-8, € 50,–

Mit dem vorliegenden Buch hat der griechische Wirtschaftshistoriker Giorgos Dertilis, der an der Universität Athen lehrte und als Directeur d'études an der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris fungierte, gewissermaßen eine Bilanz seiner bisherigen Forschungen vorgelegt. Der Titel führt den Leser möglicherweise in die Irre, denn es handelt sich nicht um eine politische Geschichte im üblichen Sinne. Andererseits präsentiert Dertilis genauso wenig eine reine Wirtschaftsgeschichte. Es handelt sich letztlich eben doch um eine Geschichte des griechischen Staates, in der die Wechselbeziehungen und Verschränkungen zwischen Wirtschaft, Politik und Gesellschaft in der *longue durée* im Fokus stehen und die einen Blick ermöglicht, der weit über den im Titel angegebenen Zeitraum hinausgeht – im Grunde bis zum Beginn des 21. Jh.s. Den Leser erwartet keine narrative, sondern eine systematische Darstellung, die Interpretationen anbietet, wie Dertilis es auch eingangs ankündigt. Wer jedoch nicht über Grundkenntnisse der Geschichte des Landes im 19. und 20. Jh. verfügt, wird mit diesem Buch wenig anfangen können.

Der Autor arbeitet jene spezifischen Grundkonstanten heraus, die den griechischen Staat, dessen Wirtschaft und Gesellschaft bis heute prägen. So kam es – im Unterschied zu anderen mediterranen Ländern – nicht zur Herausbildung eines quantitativ und qualitativ bedeutsamen Großgrundbesitzes. Zum einen erlaubte die geographische Struktur des Landes nur an sehr wenigen Stellen den großflächigen Anbau von wesentlichen Nahrungsmitteln wie Getreide und Reis, der in anderen Ländern eine wichtige Voraussetzung für die landwirtschaftliche Produktion im großen Rahmen war. Zum anderen gab es infolge der osmanischen Herrschaft keine autochthone, auf großen Landbesitz gestützte Aristokratie. Die